

Festpredigt  
von Diözesanbischof  
Dr. Konrad Zdarsa

„Herr Jesus Christus, Sohn des lebendigen Gottes, dem Willen des Vaters gehorsam, hast du im Hl. Geist durch deinen Tod der Welt das Leben geschenkt. Erlöse mich durch deinen Leib und dein Blut von allen Sünden und von allem Bösen. Hilf mir, dass ich deine Gebote treu erfülle und lass nicht zu, dass ich jemals von dir getrennt werde.“ (Schott-Messbuch für die Wochentage, Teil 1, 1330)

Sehr geehrter Herr Präsident, verehrte anlässlich der Verleihung des Europäischen St.-Ulrichs-Preises Versammelte, verehrte, liebe Mitbrüder im geistlichen Dienst, liebe Schwestern und Brüder in Christus, das ist im Wortlaut eines der beiden Gebete, die im Ordo der hl. Messe als stille Gebete für den Priester unmittelbar vor dem Empfang der hl. Kommunion vorgesehen sind.

Ein stilles, regelmäßig vollzogenes Gebet? Nun, ich kann es nicht einschätzen, ob das auch wirklich immer so verstanden wird, so schnell es in der Regel in diesen Augenblicken der hl. Messe bisweilen zugeht. Aber ich habe es von einem meiner bischöflichen Mitbrüder an dieser Stelle schon einmal laut und vernehmlich beten gehört.

Ein privates, ganz persönliches Gebet? Oder nicht trotz der empfohlenen Stille ein sehr öffentliches und wesentlich gemeinschaftsbezogenes Gebet?

Ein Gebet, das ausschließlich zur Vorbereitung auf den Empfang des Hl. Leibes und Blutes Christi bestimmt ist? Oder auch ein Gebet in dem bleibenden Bewusstsein einer immerwährenden Aufgabe, eines steten Aufrufs des Gewissens und einer beständigen Vergewisserung, dass die Communio, das heißt die Vereinigung mit Christus und untereinander die letztgültig sicherste Basis für ein gerechtes, sozial verträgliches Miteinander der menschlichen Gemeinschaft in Frieden und Freiheit ist?

Die Liturgen mögen mit dem Kopf schütteln ob solcher Erwägungen und sie uns bestenfalls als ausufernde Meditation durchgehen lassen.

Aber ist es denn wirklich so weit hergeholt, wenn sich auch noch Jahrzehnte danach erweist, dass ein gesellschaftliches System, das angetreten war, den christlichen Glauben zu bekämpfen und auszumerzen,

unendliche Schäden in den Seelen der Menschen und ihrer Gemeinschaft angerichtet hat? Entspricht es denn nicht der historischen Tatsache, dass eine wirtschaftspolitische Maxime, die vorgab, den arbeitenden Menschen von seiner Entfremdung im Produktionsprozess befreien zu wollen, ihn vor allem Gott und seinen Geboten entfremdet hat?

Das Transparent mit der Aufschrift: „Kirche, wir danken dir“, das nach der friedlichen Revolution, der sogenannten politischen Wende, von der Leipziger Fußgängerbrücke herabhing, ist schon bald wieder vergessen worden. Und wenn ich einigermaßen korrekt informiert bin, ist auch unser Nachbarland, das katholische Polen, mittlerweile in einem tief greifenden gesellschafts- und kirchenpolitischen Wandel begriffen.

Der Sinn der Gebete, die dem Priester unmittelbar vor dem Empfang der hl. Kommunion vorgeschrieben sind, besteht gewiss auch darin, dass wir uns bis zuletzt als unwürdig erfahren und uns oftmals in den heiligsten Augenblicken als zutiefst gefährdet erleben.

Aber wer von uns wollte es leugnen, dass auch in der neueren Geschichte ganze Völker und Generationen in der Substanz gefährdet waren und es eigentlich immer noch sind?

Zeigt es sich denn nicht immer wieder, dass dort, wo die Rechte Gottes und seiner Kirche gelehnet und bekämpft werden, zwangsläufig auch die persönlichen Freiheitsrechte des Menschen mit Füßen getreten werden? Auch daran erweist sich, dass die Ehre Gottes und das Heil der Menschen untrennbar miteinander verbunden sind und zusammengehören wie die zwei Seiten ein und derselben Medaille.

Allerdings müssen wir uns an dieser Stelle auch danach fragen, ob und worin denn da im Hinblick auf die Folgen ein Unterschied besteht. Wenn nämlich einerseits durch ein politisches System die Freiheit des einzelnen spürbar eingeschränkt und schließlich aufgehoben wird, der christliche Glaube in allen seinen Lebensäußerungen bekämpft und verboten wird und so ganze Völker und Generationen in der Substanz gefährdet sind oder ob in einer Gesellschaft, die sich freiheitlich nennt, die individuelle Freiheit und Freizügigkeit einen solchen Rang eingenommen hat, dass das Glaubensleben zwar nicht staatlich bekämpft und verboten, die Menschen aber auf die Dauer nicht viel weniger von Gott und seiner Kirche entfremdet werden, indem der Glaube spürbar verdunstet und Mensch und Gesellschaft nicht weniger in der Substanz gefährdet werden?

Was für einen Unterschied macht es denn letztlich aus, ob der lebendige Gott systematisch bekämpft oder ob er einfach nicht mehr erwähnt und schlicht und einfach totgeschwiegen wird?

Wären wir darüber hinaus etwa nicht gefährdet, wenn wir den Allmächtigen zwar wortreich beschwören, niemals aber auch nur gewillt und entschlossen wären, immer wieder nach seinem heiligen Willen zu fragen und unser Leben danach auszurichten?

In einer Situation höchster persönlicher Gefährdung spricht Jesus zu uns im Evangelium. In der Stunde seines Übergangs vom irdischen Leben über den Kreuzestod und die Auferstehung zum Vater spricht Jesus zu seinen Jüngern. Und immer, wenn wir im Evangelium von seinen Abschiedsreden hören, ist das keineswegs bloß eine historische Reminiszenz.

Hier und jetzt spricht zu uns der Auferstandene und Erhöhte. Und er spricht zu uns vom Bleiben. Er fordert uns auf, in seiner Liebe zu bleiben, wie er in der Liebe seines Vaters geblieben ist. Dieses Bleiben ist kein Mythos, sondern konkretes Leben. „Wenn ihr meine Gebote haltet, werdet ihr in meiner Liebe bleiben“, spricht er, „so wie ich die Gebote meines Vaters gehalten habe und in seiner Liebe bleibe.“

Und das ist so konkret, dass es, wie er an anderer Stelle sagt, seine Speise, sein Existential ist, den Willen des Vaters zu tun. Den Willen des Vaters zu tun, ist sein Leben und auch sein Sterben.

„Das Gegenteil von „bleiben“, so kommentiert es unser Schott-Messbuch, „wäre sich trennen, sich entfernen, treulos werden, den Gehorsam aufkündigen.“ – und es lohnt sich weiter zu lesen, wenn es dann heißt: „Wir sind „in ihm“, seit er uns angenommen und geliebt hat, konkret: seitdem wir durch die Taufe in seinen Tod und in sein Leben hineingenommen wurden. Wir bleiben in ihm durch den Glauben und die Treue: dadurch, dass wir immer neu sein Wort aufnehmen, festhalten und tun. Frucht dieser Liebe ist die Freude, die Freundschaft und das Vertrauen.“ (Schott-Messbuch, Teil 1, 2005)

Bleiben oder Trennen. Auch wenn wir es nicht wahrhaben wollten – dazwischen ist eigentlich nichts. Für den lebendigen Christen, den wahren Jünger Jesu kann es niemals nur um die Bewahrung des Status quo gehen. Wir schreiten im Guten voran, kommen dem Guten näher, bleiben in ihm oder fallen von ihm ab.

Wenn wir uns heute im Schwäbischen Rom eingefunden haben, um an den ehemaligen Gewerkschaftsführer und polnischen Staatspräsidenten Lech Wałęsa einen Preis zu verleihen, dann tun wir das aus Freude und Dankbarkeit. Denn er und mit ihm andere hatten in dunkelster Zeit die Kraft und den Mut, im Glauben an Gott und im Vertrauen auf die Fürsprache der Gottesmutter den Weg der Freiheit zu beschreiten. Damit haben sie zunächst dem eigenen Volk und langfristig auch anderen Völkern Europas eine Zukunft auf der Grundlage ihres Glaubensbekenntnisses und ihrer Sehnsucht nach Freiheit eröffnet.

Wenn wir heute einen Preis verleihen, der den Namen unseres Bistumspatrons, des hl. Ulrich, trägt, dann ist das auch eine Memoria daran, welche entscheidende Bedeutung noch vor der ersten Jahrtausendwende die Entschlossenheit und Tatkraft eines Mannes hatte, der sich im Glauben an seine Berufung und in Wahrnehmung seiner Verantwortung in der Stunde höchster existentieller Gefährdung der Stadt Augsburg und des Landes um das „Wohl der Stadt“ bemühte, wozu schon der Prophet Jeremia die Verbannten seines Volkes aufforderte (vgl. Jer 29,7). Mit dieser Preisverleihung erfüllen wir somit auch ein Vermächtnis unseres Bistumsheiligen, unsere Rede von Gott selbst mit unserem Eintreten für Wahrheit, Gerechtigkeit und Liebe zu hinterlegen.

Es ist weder meine Aufgabe eine Laudatio zu halten, noch ist hier der Ort dafür. Ich kann auch nicht einschätzen, in welchem Maße die schlichte Notiz verstanden wird, die ein Biograph bei der Charakterisierung des Preisträgers seinerzeit für bezeichnend und erwähnenswert gehalten hat. Mich hat es jedenfalls aufmerken lassen und innerlich bewegt, als es da hieß: „Von Lech Wałęsa ist kein einziges verletzendes Wort gegen Deutsche und Russen bekannt.“ (B. Moser, Große Gestalten des Glaubens, 528)

Der frühere Generalsekretär der Vereinten Nationen, Dag Hammarskjöld, vermerkte im Jahre 1950 in seinen Tagebuchaufzeichnungen das mysteriös anmutende Wort:

„- einer von denen, welchen die Wüste zu Häupten steht und die einen Stern ihren Bruder nennen. Einsam.  
Aber Einsamkeit kann eine Kommunion sein.“  
(D. Hammarskjöld, Zeichen am Weg, 30)

Wir wissen nicht, über wen oder von wem oder ob er es gar von sich selbst geschrieben hat. Aber wir wissen, dass er in schwieriger Friedensmission sein Leben eingesetzt und verloren hat.

Wurde er, der christliche Mystiker in diplomatischen Diensten, der mit dem Gott lebte, an den er glaubte, dabei etwa von Gott getrennt? Sein ganzes religiöses Ringen bestand darin, sich vor allem selber nicht von Gott zu trennen.

Gott hat mit keinem Milieu ein Problem. Weder in der Unfreiheit noch in der Freiheit. Wir können ihm immer und überall begegnen und in ihm bleiben.

Nur Menschen sind dazu fähig, mit ihrer Untreue, ihrer Lieblosigkeit und ihrem Hass, sich und anderen die lebenswürdigsten Verhältnisse nach und nach zur Hölle zu machen.

Mir ist noch eine andere Übersetzung des Gebetes der Priester vor dem Empfang der hl. Kommunion geläufig, die kaum noch in einem Buch zu finden ist, die aber meines Erachtens unsere tiefe Gefährdung noch eindringlicher zum Ausdruck bringt und die mit der Bitte an Gott schließt:

„Gib, dass ich deinen Geboten allzeit treu bleibe und lass nicht zu, dass ich mich jemals von dir trenne. Amen.“